



WIE DER HEILIGE MARTIN VON DER STRASSE AUF PFERD UND WIEDER HERUNTER KAM!



*Diakonie
als Dienst und
Begegnung*

von Christoph Köster

Mit welcher Haltung wenden wir uns benachteiligten jungen Menschen zu?

Fast jeder Mensch kennt ihn: den Heiligen Martin! In vielen Orten gibt es die Martinsumzüge um den 11. November und für viele Kinder und Eltern sind die bunten Laternen und die vertrauten Lieder wichtige Traditionen im Jahr. Der Heilige Martin ist bekannt als Heiliger der Nächstenliebe: Der Legende nach begegnet er vor den Toren der französischen Stadt Amiens einem armen, frierenden Bettler. Martin, der spätere Bischof von Tours, habe sich von diesem Anblick anrühren lassen und seinen Mantel mit dem armen Mann geteilt. Diese Szene ist auf vielen Bildern über Jahrhunderte dargestellt worden. Mal sieht man Martin auf dem Pferd, mal steht Martin dem Bettler gegenüber, mal halten Martin und der Bettler zusammen den Mantel.

Welche Sicht haben wir heute auf diese Geschichte? Ist das nur eine nette Legende, die uns als farbenfrohes Brauchtum den oft tristen Spätherbst erhellt? Oder steckt doch mehr hinter der Erzählung vom großzügigen Geber?

Ein Blick auf die zahlreichen Darstellungen der Martinslegende kann hier helfen. Denn sie interpretieren das Verhältnis zwischen Martin (dem Gebenden) und dem Bettler (dem Empfangenden) ganz unterschiedlich. Und auf einmal geht es um zentrale Fragen, die auch unser Tun heute betreffen: Mit welcher Haltung wenden wir uns benachteiligten jungen Menschen zu? Was geschieht zwischen denen, die geben, und denen, die empfangen? Wie ist dieser Dienst (griechisch: Diakonie) zu verstehen?

DIE GRUNDFRAGE: VON OBEN HERAB ODER AUF AUGENHÖHE? VIER MARTINSBILDER

Der Heilige Martin lebte im 4. Jahrhundert nach Christus. Die Legende vom Mantelteilen wird aber erst über 600 Jahre später, also um 1000 nach Christus zum ersten Mal als Bild gemalt. Auffallend bei diesen frühen Bildern: Martin und der Bettler stehen auf Augenhöhe, sie halten den Mantel zusammen und ein Pferd ist nicht zu sehen.



Fuldaer Sakramentar
von 975 (Ausschnitt)
Göttinger Staats- u.
Universitätsbibliothek,
Cod. Ms. theol. 231Cim.,
fol 113r



Stuttgarter bzw. Zwiefaltener Passionale

ca. 1130, Landesbibliothek, Stuttgart, Cod. bibl. fol. 58, Bl. 107r

Der Fokus liegt beim Mantelteilen selbst. Beide haben es in der Hand und es scheint absolut selbstverständlich für sie zu sein, dass sie den Mantel teilen. Und es fällt auf: Martin wird nicht größer, reicher oder mächtiger dargestellt als der Bettler. Wohl nimmt der Heiligenschein (Nimbus) Bezug auf die Heiligenveneration, damals bereits ein gängiges Symbol bei der Darstellung von Heiligenfiguren.

Nur wenig später, um das Jahr 1130, entsteht das Bild im Stuttgarter Passionale. Die beiden Protagonisten stehen schon nicht mehr ganz auf Augenhöhe einander gegenüber. Und es gibt weitere deutliche Unterschiede: in der Körperform erscheint Martin als größer, aufrecht stehender und gesunder Soldat, in seiner materiellen Ausstattung mit Pferd und deutlich gehobener Kleidung erkennt man einen Standesunterschied. Der Bettler wird als arm, krank und bedürftig dargestellt. In leicht gebückter Haltung nimmt er den Mantelteil von Martin an. Dennoch: Martin steigt vom Pferd herab und geht auch hier mehr oder weniger auf Augenhöhe.



Der heilige Martin und der Bettler

El Greco, 1597/99, National Gallery of Art, Washington D.C.

Ende des 16. Jahrhunderts erscheinen dann Bilder mit einem stark moralischen Ausdruck (siehe links: Der Heilige Martin und der Bettler von El Greco, 1597/99). Martin, hoch zu Pferd, hat als der Gebende die Macht über den Armen. Er ist der mildtätige, dem das Schicksal des frierenden Bettlers eigentlich egal bleibt – er macht seine Hände nicht dreckig, den Mantel teilt er ohne jeden Blickkontakt. In dieser Zeit gehörte es selbstverständlich dazu, Bedürftigen zu helfen und es war eine Tugend und Ehre, sich als Reicher mildtätig zu zeigen, aber die Standesunterschiede sollten gewahrt bleiben.

Wiederum ganz anders die zeitgenössische Darstellung im Titelbild: Martin ist vom Pferd herabgestiegen, um sich in die Lebenswelt des Armen hinein zu begeben. Nicht von oben herab weiß Martin, was der Bettler braucht, sondern durch die Begegnung auf Augenhöhe. Das ist heute in der Zuwendung zu Benachteiligten scheinbar selbstverständlich und »auf Augenhöhe begegnen« ist zu einem Paradigma zeitgemäßer Jugendarbeit geworden. Aber wie geht das? Ist das überhaupt möglich? Ist das Verhältnis nicht doch eher eines zwischen einem Mächtigen und einem Bedürftigen, ist die Begegnung auf »Augenhöhe« nicht doch eher eine Utopie?

ALLES EINE FRAGE DER MACHT?

Natürlich ist der Gebende in einer ›Machtposition‹ gegenüber dem Bedürftigen. Wer helfen kann, ist in einem gewissen Vorteil gegenüber dem anderen, weil er mehr Geld hat, stärker ist, mehr Zeit oder mehr Lebenserfahrung hat etc. Der Heilige Martin ist in einer besseren Lebenssituation und ist frei, seinen Mantel zu teilen oder nicht. Diese ›Macht‹ hat er und sie ist Voraussetzung für diakonisches Handeln. Dieser Macht sollte sich der Gebende bewusst sein, denn sie ist real! Viel entscheidender ist die eigene Haltung dahinter: es geht darum, diese Macht für den anderen einzusetzen. Um im Bild zu bleiben: es braucht den bewussten ›Abstieg‹ vom Pferd, ohne die unterschiedlichen Lebenswelten von Gebendem und Empfangendem zu verneinen oder klein zu reden.

ANERKENNUNG DARF AUCH SEIN

Ebenso gehört auf Seiten des Gebenden beim Akt des ›Dienstens‹ auch der zum Teil unbewusste Wunsch nach Anerkennung dazu. Das ist menschlich und braucht nicht negiert zu werden, als ob dieses Motiv nicht ehrenhaft sei o. ä. Das Bedürfnis nach Anerkennung kann gelassen machen: wenn ich um dieses Bedürfnis bei mir weiß, kann ich ganz anders damit umgehen. Der Helfende nimmt wahr, dass dieser Dienst nicht ein bloßer heroischer Akt der Selbstleugnung ist.¹ Aber das Bedürfnis nach Anerkennung nimmt nichts davon weg, dass die Übernahme von Verantwortung für den Anderen an sich etwas Gutes ist.

¹ – Vgl. dazu sehr ausführlich: Haslinger, Herbert: Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit, Paderborn 2009, S. 350.

Dienen im christlichen Sinne beschreibt eine Beziehung zwischen Helfendem und Bedürftigen, bei dem die Unter- und Überordnung oder Herrschaftssysteme durchbrochen werden. Der Begriff ›Herrschen‹, der mit dem Begriff ›Dienen‹ schnell verbunden wird, ist hier fehl am Platze. Der Helfende ist vielmehr jemand, der sich dem Anderen aussetzt, der die jesuanische Haltung »Was willst du, dass ich dir tun soll« (Lk 18,41) beherzigt und den Anderen und dessen Willen zum Maß seines Tuns macht. Nur in solch einem Beziehungsgefüge, frei von einer herrschenden Überordnung und einer bedrückenden Unterordnung, kann die helfende Person überzeugend und echt sich am Anderen ausrichten und sich »für die förderliche Gestaltung der Beziehung zum Anderen in Dienst nehmen lassen.«² Ein hohes Ideal!

² – Haslinger, Herbert: Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit, Paderborn 2009, S. 351.

3 – Papst Franziskus,
Apostolisches Schreiben
›Evangelii Gaudium‹
(EG Nr. 199)

4 – Vgl. Haslinger, Herbert:
Diakonie. Grundlagen
für die soziale Arbeit,
Paderborn 2009, S. 340.

MEHR SEHEN: VOM JUNKIE ZUR TRAGENDEN ›SÄULE‹ DER GEMEINDE

Papst Franziskus spricht in seinem Schreiben ›Evangelii Gaudium‹ von einer aufmerksamen Zuwendung, die der Anfang einer wahren Sorge um den bedürftigen Menschen ist: »Das schließt ein, den Armen in seinem besonderen Wert zu schätzen, mit seiner Wesensart, mit seiner Kultur und mit seiner Art, den Glauben zu leben.«³ Dieses meint auch, dass der Bedürftige nicht auf seine Defizite oder seine Mängel begrenzt werden darf. Das kann schnell passieren, wenn der Helfende nur auf die Sorgen, die Nöte oder Probleme und auf die Beseitigung der Not fixiert ist. Vielmehr müssen die anderen Eigenschaften des Bedürftigen wahrgenommen werden, um ihn in seiner Gesamtperson kennen zu lernen und ihn nicht nur auf seine akuten Bedürfnisse zu reduzieren.⁴

Es reicht also nicht, wenn Martin auf dem Pferd sitzen bleibt, zwar die Not wahrnimmt, aber sich nicht die Mühe macht, herabzusteigen und den Bettler als eine andere Person kennenzulernen. Wie dieses Beispiel aus Berlin-Neukölln zeigt: eine christliche Gemeinde fing vor 10 Jahren an, Obdachlose in den Straßen des Viertels, Parks und Bahnhöfen zu besuchen. Dabei lernten sie einen Mann kennen, der schon lange auf der Straße lebte und in den Sumpf von Drogen und Beschaffungskriminalität geraten war. Die Helfenden lernten ihn zugleich als einen Menschen kennen, der mehr ist als ein obdachloser Junkie. Der gelernte Koch zeigte sich interessiert am kirchlichen Leben, kam in den Gottesdienst und wollte mehr von Gott erfahren. Und so kam schnell die Idee auf, einen Essenservice mit einer mobilen Küche ins Leben zu rufen. Aus dem Junkie wurde eine wichtige Säule des gemeindlichen Engagements für Obdachlose in Berlin-Neukölln, mehr noch: ein Freund und ein fester Bestandteil des Gemeindelebens. Nach erfolgreicher Drogentherapie hilft er heute selbst mit, Obdachlosen und armen Familien täglich eine warme Mahlzeit zu bereiten.

DER HELFENDE WIRD ZUM BESCHENKTEN

›Auf Augenhöhe begegnen‹ heißt allerdings auch, als Helfender selbst verändert zu werden oder selbst in die Rolle des Bedürftigen zu wechseln. Der Theologe Henri Nouwen, der seine Professur niedergelegt hat, um mit behinderten und nicht-behinderten Menschen zu leben, hat dies selbst erfahren. Nouwen hat sich beim Leben mit behinderten Menschen selbst eingestehen müssen, dass sein Wissen, seine Lebenserfahrungen oder auch sein Wunsch, andere zu führen, in der Begegnung mit den Bedürftigen sich verändern. Er musste lernen und anerkennen, selbst geführt zu werden, selbst Beschenkter zu werden: »Aber zugleich rühre ich an das

5 – Nouwen, Henri:
Seelsorge, die aus
dem Herzen kommt,
Freiburg 1989, S. 56f

6 – Papst Franziskus,
Apostolisches Schreiben
»Evangelii Gaudium«
(EG Nr. 198)

7 – »Leben um Jesu
Willen verlieren« soll hier
verstanden werden als
eine Bewegung weg
von sich selbst, von
den eigenen Wünschen,
Bedürfnissen, Egoismen.
Dieses kann auch mit
Verzicht, Entbehrungen
und Aufopferung
verbunden sein.

Geheimnis, dass die Aufgabe, Menschen zu führen, weithin bedeutet, sich von Menschen führen zu lassen. Ich entdecke, dass ich viel Neues lerne – nicht nur über die Schmerzen und Kämpfe verletzter Menschen, sondern auch über ihre besonderen Gaben und Gnaden. Sie lehren mich Dinge über Freude und Frieden, Liebe und Sorge und Beten, die ich auf keiner Universität jemals hätte lernen können. Sie lehren mich auch Dinge über Trauer und Gewalttätigkeit, Angst und Gleichgültigkeit, die mir niemand anderer hätte beibringen können.«⁵

Diesen wertvollen Schatz des demütigen Lernens in der Begegnung mit Armen hebt auch Papst Franziskus in »Evangelii Gaudium« hervor: die Armen kennen dank ihrer eigenen Leiden den armen und leidenden Christus. Sie selbst sind diejenigen, die evangelisieren! Das heißt, dass sie den Menschen Christus näher bringen und in ihnen sogar Christus erkennen lassen können. Franziskus fordert auf, ihre Freunde zu werden, sie anzuhören, sie zu verstehen und »die geheimnisvolle Weisheit anzunehmen, die Gott uns durch sie mitteilen will.«⁶

Diese Erfahrungen zeigen, dass die Armen und Benachteiligten uns unmittelbar zu Jesus Christus führen können. Ein zentraler Satz des Neuen Testaments lautet ganz entsprechend: »Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen.« (Mt 16,25) Jesus ist offenbar davon überzeugt, dass der Mensch zu einem erfüllten Leben finden kann, wenn er sich engagiert. Indem er nicht nur sich, seine Bedürfnisse und seine Vorteile sieht, sich statt dessen dem Anderen, dem Bedürftigen zuwendet, geschieht genau das: das »Leben um Jesu Willen verlieren«⁷, um es von ihm dann geschenkt zu bekommen. Hier kann der Schlüssel zu einer ganz neuen Erfahrung liegen: das selbstlose Geben erhält einen tieferen Sinn und erfüllt den Gebenden mit Zufriedenheit und Glück.

Zurück zum Heiligen Martin. Wir haben gesehen: die Darstellungen des Heiligen Martin sind entlarvend, wie über die Beziehungen zwischen Gebenden und Empfangenden zu der jeweiligen Zeit gedacht wurde. Gleichzeitig können sie uns Anstoß sein, zu überlegen, wo wir uns in dieses Geschehen einordnen: Bin ich der Martin unten, der gleichberechtigt den Mantel hält und bei dem der Betrachter zwei Mal hinschauen muss, um zu erkennen, wer Gebender und wer Empfangender ist? Oder bin ich der Martin hoch zu Ross, der zwar hilft, aber seine Perspektive und sein Leben bewahren will und nicht hinunter steigt? Oder bin ich der Martin, der bewusst hinuntersteigt und auf Augenhöhe dem Bettler begegnen möchte, der ihn kennen lernen und ihm helfen will?

DIE EINBAHNSTRASSE, DIE ZUM LEBENDIGEN MARKTPLATZ WIRD

Der Dienst am Nächsten ist nach christlichem Verständnis ein Geschehen, das etwas komplexer ist als es auf den ersten Blick scheint. Denn der Helfende ist mit seinen eigenen Bedürfnissen, Defiziten, der eigenen Macht und Ohnmacht im Spiel, steht nicht außen vor. Natürlich ist hier ein Idealbild formuliert, das in der konkreten Situation des Gebens nicht immer vollständig erreicht werden kann. Das soll auch nicht überfordern oder gar abschrecken. Aber die Selbstreflexion zeigt, dass der Dienst am Nächsten keine ›Einbahnstraße‹ ist, sondern ein lebendiger ›Marktplatz‹ sein kann, auf dem ehrliche Begegnung, gegenseitiges Wachstum und Veränderung geschieht, in dem das ›hohe Ross‹ zur Seite gestellt wird und der Heilige Martin inmitten der Menschen auf dem Platz zu stehen kommt.

HERAUSGEBER



www.kja.de

VERANTWORTLICH I.S.D.P.

Diözesanjugendseelsorger
Pfarrer Mike Kolb

REDAKTION

Dieter Boristowski

AUTOR

Christoph Köster

GESTALTUNG

dreikauss.com

DRUCK

Jüsten Satz & Druck
druckerei-juersten.de

BILDNACHWEISE

Martinsdarstellung, Karl
Ulrich Nuss, Rottenburg
(Titel); StA Medien
Erzbistum Köln (7)

• September 2016



Laternenumzug zu Sankt Martin

